



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Egelhaaf, Gottlob: Der Anteil der Kaiserin Eugenie am Kriege von 1870

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

ausgeübt haben, doch nicht zumuten kann, ihre gesicherte Stellung aufzugeben und — Privatdozent zu werden, also einer ungewissen Zukunft entgegenzugehen und in eine für einen Mann, der eine selbständige Stellung bekleidet hat, nicht recht passende Berufslage einzutreten.

Es besteht eben noch von alten Zeiten her die Anschauung, daß es zwischen den juristischen Praktikern und den Universitätslehrern einen himmelweiten Unterschied gebe, daß jene „unwissenschaftliche Präjudizienreiter“ seien, während die Universitätslehrer die wahre Wissenschaft in Erbpacht genommen hätten. Mit dieser Anschauung muß aber endlich gründlich aufgeräumt werden.



Der Anteil der Kaiserin Eugenie am Kriege von 1870

Von Gottlob Egelhaaf in Stuttgart



Über den Anteil, den die Kaiserin Eugenie an dem Ausbruch des Kriegs von 1870 hatte, gibt es bekanntlich zwei direkt entgegengesetzte Ansichten. Nach der im deutschen und im französischen Volke gleichermaßen verbreiteten Legende hat sie einen ganz hervorragenden Einfluß auf den Ausbruch des Kriegs ausgeübt. Den klassischen Ausdruck hat diese Ansicht in den bekannten Versen des Rutschkeliedes gefunden:

und die Kaiserin Eugenie
war besonders noch diejenige,
die ins Feuer blies hinein.

In Frankreich aber erzählt man sich, sie habe gesagt: *C'est ma guerre, ma petite guerre, ma guerre à moi*; oder zu ihrem Gemahl gewandt: *Votre fils ne règnera pas, si l'on n'efface pas Sadowa*. Die Generale Lebrun, Du Barail und Trochu bestätigen namentlich dieses zweite dynastische Motiv als bei ihr wirksam. Neben diesem wird ihr noch das andre zugeschrieben, daß sie aus Haß gegen das keiserliche Preußen gehandelt habe; dessen Vernichtung sollte die ausgleichende Leistung für die Preisgebung des Papstes an die italienische Revolution sein.

Nach der andern Anschauung, die Heinrich von Sybel vertritt (siehe besonders dessen *Neue Mitteilungen* S. 30 ff., München, 1895), darf die Kaiserin keineswegs für den Ausbruch des Kriegs verantwortlich gemacht werden; sie war zu genau von dem trostlosen Gesundheitszustand ihres Gemahls, der am Blasenstein litt, unterrichtet (siehe dort S. 35), als daß sie sich darüber hätte täuschen können, daß Napoleon den Krieg nicht hinausführen werde, sobald er länger dauerte. Ihre Liebe zu ihrem Sohne mußte ihr den Wunsch eingeben, die Dinge so zu leiten, daß jede gewaltsame Verwicklung vermieden wurde, bis er selbst imstande war, sie zu beherrschen; andernfalls mußte befürchtet werden, daß sie sich gegen die Dynastie wenden werde, zu deren Fortbestand sie heraufbeschworen war. Die erwähnten Äußerungen von ihrem „kleinen

Krieg, „ihrem Krieg für sich,“ bezeichnet Sybel (S. 38) als in Wahrheit nie getan, und von ihr selbst ist aufs entschiedenste erklärt worden, daß sie solche Worte nie gesprochen habe. Daß sie klerikal gesinnt war, stellt Sybel nicht in Abrede: das versteht sich bei ihrer Herkunft und ihrer klösterlichen Erziehung von selbst; aber sie wußte von dem Kriegsminister Niel (S. 36), daß Frankreich ohne Verbündete den Krieg nicht wagen dürfe. Österreich war ohne Sicherheit vor Italien nicht zu haben, Italien aber nicht ohne die Räumung Roms und die Preisgebung des Papstes: gerade Eugeniens klerikale Gesinnung machte es ihr unmöglich, diese Bedingung zu erfüllen oder zur Zahlung dieses Preises zu raten.

Von Charakter war sie gutherzig; der Krieg von 1859 hatte ihr heiße Tränen entlockt, weil sie als Weib vor den Kriegsgreueln Schauer empfand, und weil der Feldzug den Gemahl von ihrer Seite riß. Dasselbe wird uns, und damit empfängt Sybel eine Unterstützung, für das Jahr 1870 verbürgt. Im Juli 1894 hat ihr Hofkaplan im Figaro (vgl. Deutsches Wochenblatt 1894 Nr. 30) seine Aufzeichnungen aus den Tagen mitgeteilt, wo sie (es war Ende Juli 1870) die Regentschaft antrat; wir sehen daraus, wie bitter sie die Trennung von Gemahl und Sohn, wie schwer sie die Last ihrer Verantwortung empfand: „ihr Blick ist sorgenvoll; aber sie kämpft gegen ihre Schwäche.“ „Nach dem Abschied saß sie tiefbetrübt in ihrem Zimmer; da schlug sie ihre Bibel aufs Geratewohl auf und las zu ihrem Trost die Worte: »Eine kleine Weile habe ich dich verlassen; aber in meiner Barmherzigkeit werde ich dich wieder an mich ziehen.« Der Erzbischof Darboy sah sie damals und tröstete sie eindringlich.“

Gibt es nun nicht vielleicht einen Weg, der die Mitte hält zwischen der Legende und Sybel, der die Kaiserin von der Schuld, frivol zum Krieg getrieben zu haben, entlastet und doch erklärlich macht, warum ihr gleichwohl ein Teil der Verantwortung zugeschrieben wird? Eine Erzählung, die das Journal des Débats im Oktober 1903 brachte und die auf den Marschall Mac Mahon zurückgeht, scheint diesen Weg zu eröffnen. Wir haben freilich nichts von Mac Mahon selbst, sondern nur die Aufzeichnung, die sich der napoleonische Senator und Minister Grivart nach einer Unterredung mit Mac Mahon über die Entstehung des Kriegs am 2. April 1890 machte. Der Sohn Grivarts hat die Niederschrift dem bekannten Historiker Welschinger zur Verfügung gestellt, und von diesem wurde sie dann an dem genannten Orte veröffentlicht. Ein Zweifel, daß Grivart senior Mac Mahons Mitteilungen falsch verstanden oder ungenügend wiedergegeben habe, ist durch den Charakter dieser Mitteilungen nicht zu begründen; sie sind klar und bestimmt, und sie passen, abgesehen von einem noch zu erwähnenden Punkte, zu dem, was wir sonst wissen.

Danach schien am Morgen des 14. Juli 1870 in Paris der Krieg unvermeidlich, und sogar die, die ihn aus Leichtsinne oder Übermut heraufbeschworen hatten, gerieten in Sorge. Daraus erwuchs ein Vorschlag Gramonts (vgl. Lehautcourt, Histoire de la guerre de 1870/71, I [1901], 316), die Sache an einen Kongreß zu bringen, und der Kaiser, der allen Vorschlägen

in melancholischer Gemütsverfassung zuhörte, rief aus seiner Starrheit erwachend: „Jawohl, jawohl!“ Er kam mit dem Beschluß aus den Tuileries nach St. Cloud zurück, am nächsten Tage dem gesetzgebenden Körper von dem Appell an einen Kongreß Kunde zu geben. In St. Cloud aber rief diese Wendung unter den Höflingen großes Mißvergnügen hervor, und der Kriegsminister Le Boeuf verlangte, sehr beunruhigt, für den Abend des 14. einen neuen Ministerrat (vgl. Lehautcourt I, 316). Für diesen Rat bereitete Napoleon eine Rede vor, die für den Frieden war. Mit deren Text ging er durch einen Saal, wo die Kaiserin mit dem Kammerherrn de Pierre war; er las ihr seine Rede vor. Die Kaiserin antwortete aber mit einer mißbilligenden Kopfbewegung. Hierauf gingen beide in den Ministerrat; der Kaiser verlas seine Rede und wollte hernach abstimmen lassen, als er sich plötzlich infolge seines Leidens unwohl fühlte und sich etwa eine halbe bis dreiviertel Stunde zurückziehen mußte. In seiner Abwesenheit wirkte die Kaiserin auf die Minister ein (die also bisher offenbar meist dem Kaiser beige stimmt hatten). Der Grund war, daß Gramont zwei Telegramme vorlas, eins mit der falschen Darstellung von der Abweisung Benedettis und das über die unerwartete Forderung Bismarcks gegenüber dem englischen Botschafter Lord Loftus, wonach Frankreich wegen des an den preußischen Gesandten Werther gerichteten Verlangens, König Wilhelm solle einen Entschuldigungsbrief schreiben, Genugtuung geben sollte. Diese Telegramme schienen der Kaiserin den Krieg unvermeidlich zu machen; sie sah ihm aber auch ohne schwere Sorgen entgegen: „Nach zwei bis drei Wochen Kriegführung werde man einigen Erfolg in Händen haben, und dann könne der Friede geschlossen werden.“ Der Kaiser werde dann in frischem Glanze dastehn und einige schlimme Zugeständnisse, die ihm Ollivier abgelockt hatte, und die zum Abgrunde führen müßten, ohne Gefahr zurückzunehmen imstande sein. Eine Mehrheit von vier Stimmen war schließlich für den Krieg, und um Mitternacht erhielten die dem Kaiser ergebene Zeitungsschreiber die endgiltige Weisung, die Geister für den Krieg zu bearbeiten.

An dieser Darstellung ist jedenfalls eins fraglich: ob die Entscheidung, wie das Mac Mahon annahm, noch in der Nacht des 14. auf den 15. Juli gefallen ist, oder ob der Ministerrat, der eine entsprechende Vorlage an die Kammern beschloß, nicht erst am Morgen des 15. Juli stattgefunden hat. Nach Lehautcourt I, 316 hätte man am 14. Juli Nachts zehn Uhr den von Le Boeuf verlangten Ministerrat gehalten und um elf Uhr den Beschluß gefaßt, bei der friedlichen Politik zu bleiben und den Kongreß zu beantragen. In der Nacht aber seien zwei Telegramme von Benedetti, ferner eins von Bern und eins von München gekommen, die bestätigten, daß die preußischen Gesandten den betreffenden Regierungen die Abweisung des „provokanten Benehmens“ Benedettis in Emis amtlich mitgeteilt hätten, was als Herausforderung Frankreichs angesehen werden mußte; und endlich kam auf einem Wege, den Gramont nach seinem Buche Seite 223, Anm., nicht öffentlich nennen kann, die Nachricht von Bismarcks Äußerung gegen Loftus. Daraufhin beschloß der Ministerrat am Morgen des 15. „einmütig“ den Krieg — nach Mac Mahon nur mit einer Mehrheit. Sybel VII, 345 berichtet, daß der

Beschluß noch in der Nacht stattgefunden, der Ministerrat aber erst am Morgen des 15. den Text der Kundgebung an die Kammer festgestellt habe. Vielleicht ist das der Hergang, daß sozusagen Beschluß und Formulierung des Beschlusses zeitlich etwas auseinander fielen. Von einer dernière réunion du conseil am Morgen des 15. spricht auch Lehautcourt I, 318 f.

Nach dieser Darstellung wäre die Sachlage also die, daß die Kaiserin nicht notwendig von vornherein für den Krieg gewesen sein müßte, daß vielmehr erst das falsche Telegramm über die Abweisung des „provokanten Benehmens“ Benedettis bei den Emser Vorgängen und die Mitteilung von Lord Loftus (worauf schon Hans Delbrück einmal hingewiesen hat) bei ihr die Überzeugung geweckt hätten, daß man jetzt nicht mehr zurück könne, ohne dem Ansehen des Kaisertums einen tödlichen Schlag zu versetzen. Diese Telegramme scheint sie schon gekannt zu haben, als der Kaiser durch den Saal schritt, und sie die mißbilligende Kopfbewegung machte. Sie gab unter diesem Eindruck den Ausschlag zum Krieg; aber deshalb begreift man es doch, daß nachher, als die Folgen für sie zutage traten, die Trennung von Mann und Kind, die Übernahme der Regentschaft auf die dessen nicht gewohnten Schultern, ein psychologischer Rückschlag eintrat, und daß sie Augenblicke der Trostlosigkeit durchlebte.

Zum Schluß bemerken wir noch, daß Sybel in den Mitteilungen Seite 37 schreibt: „Wie sollte binnen wenigen Jahren aus dieser fröhlichen, gutherzigen Frau von geringem Interesse an den öffentlichen Angelegenheiten eine leidenschaftliche und herzlose Intrigantin geworden sein, die aus selbstlüchtiger Herrschbegier und blindem Preußenhaß den widerstrebenden Kaiser in den schweren deutschen Krieg gejagt hätte? Wohl mag sie in ihrer von rechts und von links gepreßten Lage nach den wechselnden Eindrücken in einem Augenblick eine Ehrenpflicht zum Kriege, in einem andern die Notwendigkeit des Friedens anerkannt haben; aber ihre Schuld besteht nur darin [ich zitiere der Kürze wegen nicht alles], daß sie zwar nicht zum Kriege hegte, aber freilich auch ihren Einfluß nicht zur Abwendung desselben tätig gebrauchte. . . Eingeschüchtert durch die Unheilspredigten Gramont und Genossen, gab sie lediglich der Sorge um die Zukunft des Sohnes nach, worin sie ihre Einwilligung zum Kriege gab, den sie in ihrer Weiblichkeit, ebenso wie aus andern Gründen ihr Gemahl, fürchtete und verabscheute.“ Von einem bestimmten Anlaß, wobei die Kaiserin „den Unheilspredigten nachgab,“ spricht Sybel nicht; in seiner Darstellung des verhängnisvollen nächtlichen Ministerrats vom 14. Juli (Begründung des Deutschen Reichs VII, 340 bis 345) erwähnt er die Kaiserin mit keinem Wort. Ebenso wenig tut dies Lehautcourt I, 316 ff. Nach der Mitteilung Mac Mahons wäre aber gerade damals ihre Zustimmung erfolgt, oder noch mehr, sie hätte die entscheidende Abstimmung durch ihren Beitritt zu Gramonts Standpunkt wesentlich beeinflusst. Dies wurde ihr nach unsrer Quelle dadurch erleichtert, daß sie auf rasche Erfolge und damit auf kurze Dauer des Kriegs hoffte, was, wie wir aus dem französischen Generalstabswerk wissen (I, 41), auch die Hoffnung des Kaisers war; dieser sprach mit Mac Mahon, der eilig aus Algier herbeigerufen worden war, am 23. Juli

„mehr von Algier als vom Krieg“ und glaubte offenbar „früher kriegsfertig zu sein als die Preußen et de terminer promptement la campagne.“ Später kamen dann freilich Augenblicke, wo sich der Kaiserin die ganze Schwere des von Frankreich heraufbeschwornen Krieges auf die ahnende Seele legte und sie aller ihrer inwohnenden und anerzogenen Frömmigkeit bedurfte, nicht auf der Schwelle des Krieges zusammenzubrechen.



Gall redivivus



Als Liebhaberei sind die Phrenologie und noch mehr die Kranioskopie seit ihrer Begründung durch Gall von einzelnen immer betrieben worden, aber die amtlichen Vertreter der Wissenschaft verhielten sich der großen Mehrzahl nach ablehnend dagegen. Indem jedoch von 1870 an durch Experiment und Leichensektion festgestellt wurde, daß eine Region der Intelligenz, ein Hör-, ein Seh-, ein Sprach-, ein motorisches Zentrum im Gehirn deutlich unterschieden und umgrenzt werden könnten, so war damit die Richtigkeit des einen von Galls Grundgedanken, die Lokalisation der Anlagen und Triebe im Gehirn, erwiesen. Der andre Grundgedanke, daß Größe und Gestalt des Gehirns die Größe und Form des Schädels bestimmen, war wohl ohnehin niemals bezweifelt worden, und eine Zeit lang ist ja von den Ethnologen der Schädel für das wichtigste Kennzeichen der seelischen Begabung der verschiedenen Völker angesehen worden. Fraglich bleibt jetzt bloß (nach Autoritäten wie Hyrtl wäre die Frage schon längst im verneinenden Sinne entschieden), ob sich die vermeintlichen Entdeckungen bestätigen werden, durch die sich Gall zur Kranioskopie berechtigt glaubte: ob die Differenzierung und die Lokalisierung so weit gehen, wie er annahm — er zählte dreiundvierzig „Sinne“ und ebenso viele ihnen dienende Organe —, ob nicht eine und dieselbe Hirnregion verschiedene Funktionen ausüben kann, ob alle verschiedenen Hirnorgane, ihr Dasein angenommen, bis an den Schädel reichen und dessen Bildung so stark beeinflussen, daß sie an seiner äußern Oberfläche erkannt werden können. Ähnlich hat auch Goethe geurteilt, der Galls Vorträgen in Halle beiwohnte. „Seine Lehre mußte gleich so wie sie bekannt zu werden anfang, mir dem ersten Anblicke nach zusagen. Ich war gewohnt, das Gehirn von der vergleichenden Anatomie her zu betrachten, wo schon dem Auge kein Geheimnis bleibt, daß die verschiedenen Sinne als Zweige des Rückenmarks ausfließen und erst einfach, einzeln zu erkennen, nach und nach aber schwerer zu beobachten sind, bis allmählich die angeschwollne Masse Unterschied und Ursprung völlig verbirgt. Da nun aber diese organische Operation sich in allen Systemen des Tieres von unten auf wiederholt und sich vom Greiflichen bis zum Unbemerkbaren steigert, so war mir der Hauptbegriff keineswegs fremd, und sollte Gall, wie man annahm, auch durch seinen Scharfblick verleitet, zu sehr ins Spezifische gehn, so hing es ja nur von uns ab, ein scheinbar para-